

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-03945-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

JHUMPA LAHIRI

MIT ANDEREN WORTEN

Wie ich mich ins Italienische verliebte

Aus dem Italienischen von Margit Knapp

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel «In altre parole»
bei Ugo Guanda Editore, Mailand. Zuvor wurden
die einzelnen Kapitel, mit Ausnahme der Erzählung
«Zwielicht», in der Zeitschrift «Internazionale» publiziert.

1. Auflage Dezember 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg

«In altre parole» Copyright © 2015 by Jhumpa Lahiri

Satz aus der Adobe Garamond, PostScript,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 03945 5

Inhalt

Widmung
Motto
INHALT
Die Durchquerung
Das Wörterbuch
Der Blitzschlag
Das Exil
Konversation
Der Verzicht
Lesen mit dem Wörterbuch
Das Wörtersammeln
Das Tagebuch
Die Erzählung
«Die Verwechslung»
Der schwache Schutz
Das Unmögliche
Venedig
Das Imperfekt
Der behaarte Halbwüchsige
Das zweite Exil
Die Mauer
Das Dreieck
Die Metamorphose
Die Tiefen ausloten
Das Gerüst
«Zwielicht»
Nachwort
Dank

«Die Verwechslung»

Es war einmal eine Frau, eine Übersetzerin, die eine andere sein wollte. Einen klaren Grund dafür gab es nicht. Es war immer so gewesen.

Sie hatte Freunde, Familie, eine Wohnung, Arbeit. Sie hatte genug Geld und erfreute sich bester Gesundheit. Sie führte, alles in allem, ein glückliches Leben, wofür sie dankbar war. Das Einzige, was sie bedrückte, war das, was sie von anderen unterschied.

Wenn sie daran dachte, was sie alles besaß, fühlte sie sich leicht abgestoßen, weil jedes Ding, das ihr gehörte, ein Beweis ihrer Existenz war. Wann immer ihr etwas aus ihrer Vergangenheit einfiel, war sie überzeugt davon, dass eine andere Version ihres Lebens besser gewesen wäre.

Sie empfand sich als mangelhaft, wie die erste Fassung eines Buchs. Sie wollte eine andere Version von sich erschaffen, auf die gleiche Weise, auf die sie einen Text von einer Sprache in die andere übertragen konnte. Manchmal verspürte sie den Drang, sich von der Erde zu tilgen, als wäre sie ein Faden am Saum eines schönen Kleides, den man mit der Schere abschneidet.

Und doch wollte sie sich nicht umbringen. Dazu liebte sie das Leben und die Menschen zu sehr. Sie liebte es, am Spätnachmittag lange Spaziergänge zu machen und ihre Umgebung zu beobachten. Sie liebte das Meeresgrün, das Licht der Dämmerung, die kleinen Steinchen im Sand. Sie liebte den Geschmack der Birnentomaten, den vollen und schweren Wintermond, der zwischen den Wolken schimmerte. Sie liebte die Wärme ihres Bettes und ein gutes Buch, das man lesen konnte, ohne unterbrochen zu werden. Für all das hätte sie ewig leben wollen.

Um ihren Gefühlen auf den Grund zu gehen, beschloss sie eines Tages, die Beweise ihrer Existenz zu entfernen.

Außer einem kleinen Koffer warf oder gab sie alles weg. Sie wollte in Einsamkeit leben wie ein Mönch, um sich dem zu stellen, was sie nicht ertragen konnte. Ihren Freunden, ihrer Familie, dem Mann, der sie liebte, sagte sie, sie müsse eine Zeitlang weggehen.

Sie wählte eine Stadt, in der sie niemanden kannte, die Sprache nicht verstand und in der es weder zu heiß noch zu kalt war. Sie brachte eine möglichst einfache Garderobe mit, alles in Schwarz: ein Kleid, ein Paar Schuhe, eine leichte, weiche Wolljacke mit fünf kleinen Knöpfen.

Als sie ankam, wechselte gerade die Jahreszeit. In der Sonne war es noch warm, im Schatten kalt. Sie mietete ein Zimmer. Sie lief stundenlang herum, ziellos und ohne zu sprechen. Die Stadt war klein, angenehm, aber ohne Persönlichkeit, ohne Touristen. Sie hörte auf die Geräusche, beobachtete die Leute: Die einen gingen schnellen Schrittes zur Arbeit, andere wiederum saßen, wie sie, mit einem Buch oder einem Handy auf den Bänken in der Sonne. Wenn sie hungrig war, aß sie auf der Bank. Wenn sie müde war, ging sie ins Kino und sah sich einen Film an.

Die Tage wurden kürzer, dunkler. Langsam verloren die Bäume ihre Farben und Blätter. Der Kopf der Übersetzerin leerte sich. Sie begann, sich leicht zu fühlen, namenlos. Sie stellte sich vor, ein Blatt zu sein, das herunterfiel und aussah wie die anderen Blätter.

Nachts schlief sie gut. Am Morgen erwachte sie ohne Ängste. Sie dachte weder an die Zukunft noch an die Spuren ihres Lebens. Angehalten in der Zeit, wie eine Person ohne Schatten. Und doch lebte sie, fühlte sich lebendiger denn je.

An einem scheußlich regnerischen und windigen Tag suchte sie unter dem Gesims eines steinernen Hauses Schutz. Der Regen prasselte herab. Sie hatte keinen Schirm, auch keinen Hut. Der Regen trommelte auf den Bürgersteig, ein insistierendes, anhaltendes Geräusch. Sie dachte an die ewige Reise, die das Wasser unternimmt, das

aus den Wolken herabfällt, in die Erde eindringt, die Flüsse füllt und schließlich ins Meer gelangt.

Auf der Straße hatten sich Pfützen gebildet, die Fassade des Hauses ihr gegenüber war mit unleserlichen Zeichen bedeckt. Die Übersetzerin bemerkte verschiedene Frauen, die durch ein Tor ein und aus gingen. Von Zeit zu Zeit kamen welche, allein oder in einer kleinen Gruppe, drückten auf den Klingelknopf und traten ein. Neugierig geworden, beschloss sie, ihnen zu folgen.

Hinter dem Tor musste man einen Hof durchqueren, in dem sich der Regen sammelte, als schüttete es in ein Zimmer ohne Dach. Sie blieb einen Moment stehen, um den Himmel zu betrachten, auch wenn sie nass wurde. Weiter hinten war eine dunkle, ein wenig ausgetretene Treppe, auf der einige Frauen herunterkamen, während andere hinaufgingen.

Auf dem Absatz stand eine große, hagere Frau mit einem faltigen, aber immer noch schönen Gesicht. Sie hatte kurze helle Haare und war in Schwarz gekleidet. Ihr Kleid war durchsichtig, von nicht erkennbarem Schnitt, mit langen, durchscheinenden Ärmeln, wie zwei Flügel. Diese Frau empfing die anderen mit geöffneten Armen.

Kommt rein, kommt rein, es gibt viel zu sehen.

Im Inneren der Wohnung ließ die Übersetzerin ihre Tasche auf einem langen Tisch im Flur liegen, so wie es die anderen auch taten. Am Ende des Flurs war ein großes Zimmer. Hier hing eine Reihe von schwarzen Kleidern an einer Kleiderstange vor der Wand.

Die Kleider wirkten wie Soldaten, in Habtachtstellung, aber unbelebt. In einem anderen Teil des Raumes standen mehrere Sofas, brennende Kerzen, in der Mitte ein Tisch mit Obst, Käse, einer üppigen Schokoladentorte. In einer Ecke befand sich ein hoher dreigeteilter Spiegel, in dem man sich aus verschiedenen Perspektiven betrachten konnte.

Die Wohnungseigentümerin, die all diese schwarzen Kleider entworfen hatte, saß rauchend und plaudernd auf einem der Sofas. Sie beherrschte die Landessprache perfekt, hatte aber einen leichten Akzent. Sie war Ausländerin, wie die Übersetzerin.

Willkommen. Bitte, esst, schaut euch um, macht es euch bequem.

Einige Frauen hatten sich schon ausgezogen und damit begonnen, Kleider zu probieren und die Meinung der anderen einzuholen. Eine Kollektion von Armen, Beinen, Hüften, Taillen in unzähligen Variationen. Alle schienen sich zu kennen.

Die Übersetzerin zog sich erst die Wolljacke aus, dann alles andere. Sie begann sämtliche Kleider in ihrer Größe zu probieren, eins nach dem anderen, methodisch, als handle es sich um eine zu lösende Aufgabe. Es gab auch Hosen, lange Jacken, Röcke, Hemden, Anzüge. Alle schwarz, aus weichen, leichten Stoffen gemacht.

Sie sind ideal zum Reisen, sagte die Eigentümerin. Bequem, modern, vielseitig verwendbar. Man kann sie mit der Hand in kaltem Wasser waschen, ohne dass sie knittern.

Die anderen Frauen pflichteten ihr bei. Sie erklärten, sie trügen nur mehr von der Eigentümerin entworfene Kleidungsstücke. Man konnte sie nur in ihrer Wohnung finden, nur auf private Einladung hin. Nur auf diese Art, heimlich, verborgen, festlich.

Die Übersetzerin stand vor dem Spiegel. Sie betrachtete ihr Erscheinungsbild. Doch sie war abgelenkt, denn hinter dem Spiegel, am Ende des Ganges, stand noch eine Frau. Sie unterschied sich von den anderen. Sie arbeitete an einem Tisch, mit einem Bügeleisen und mit einer Nadel im Mund. Sie hatte müde Augen, ein betrübtes Gesicht.

Die Kleider waren elegant, gut gearbeitet. Doch obwohl sie der Übersetzerin standen, gefielen sie ihr nicht. Nachdem sie das letzte Kleidungsstück probiert hatte, beschloss

sie zu gehen. Sie war nicht sie selbst in diesen Klamotten. Sie wollte nichts mehr kaufen oder ansammeln.

Überall lag Kleidung in Haufen, auf dem Boden, auf den Sofas und Sesseln, wie zahlreiche schwarze Pfützen. Nach einigem Stöbern fand sie die ihre. Doch die schwarze Wolljacke fehlte. Sie hatte in allen Haufen gesucht, aber es war ihr nicht gelungen, sie zu finden.

Der Raum war fast leer. Während die Übersetzerin ihre Jacke gesucht hatte, waren die meisten Frauen gegangen. Die Eigentümerin war dabei, für die vorletzte eine Rechnung auszustellen. Nur die Übersetzerin blieb zurück.

Die Eigentümerin sah sie an, als bemerke sie ihre Anwesenheit erst jetzt.

«Und, für was haben Sie sich entschieden?»

«Nichts. Mir fehlt eine Wolljacke. Meine.»

«Welche Farbe?»

«Schwarz.»

«Das tut mir leid.»

Die Eigentümerin rief die Frau hinter dem Spiegel herbei. Sie bat sie, die Kleider vom Boden aufzuheben und an ihren Platz zu bringen.

«Diese Dame vermisst eine schwarze Wolljacke», sagte sie. «Ich kenne Sie nicht», setzte sie fort. «Wie haben Sie mich gefunden?»

«Ich stand draußen und bin den anderen gefolgt. Ich wusste nicht, was hier drinnen war.»

«Gefallen Ihnen die Kleider nicht?»

«Sie gefallen mir schon, aber ich brauche sie nicht.»

«Woher sind Sie?»

«Nicht von hier.»

«Ich auch nicht. Haben Sie Hunger? Wollen Sie ein Glas Wein? Oder Obst?»

«Nein danke.»

«Entschuldigen Sie mich kurz.»

Es war die Frau, die für die Eigentümerin arbeitete. Sie zeigte der Übersetzerin etwas, ein Kleidungsstück.

«Da ist sie», sagte die Eigentümerin. «Sie muss verlegt worden sein, wir haben sie gefunden.»

Die Übersetzerin griff danach. Aber sie sah sofort, auch ohne sie anzuziehen, dass es nicht ihre Jacke war. Es war eine andere, fremde. Die Wolle war gröber, das Schwarz weniger intensiv, und die Größe stimmte auch nicht. Als sie sie anzog und sich im Spiegel betrachtete, schien ihr der Fehler offensichtlich.

«Das ist nicht meine.»

«Was sagen Sie da?»

«Meine sieht so ähnlich aus. Aber die ist es nicht. Diese Jacke kenne ich nicht. Sie passt mir gar nicht.»

«Aber es muss Ihre sein. Die Frau hat alles aufgeräumt. Sonst ist nichts liegen geblieben, weder auf dem Boden noch auf den Sofas, sehen Sie.»

Die Übersetzerin wollte die andere Jacke nicht haben. Sie mochte sie nicht, fand sie eklig. «Das ist nicht meine. Meine ist verschwunden.»

«Aber wie?»

«Vielleicht hat eine andere Frau sie mitgenommen. Vielleicht war es eine Verwechslung. Vielleicht haben Sie andere Kundinnen, die eine solche Jacke trugen?»

«Ich erinnere mich nicht. Aber ich kann das überprüfen, warten Sie.»

Die Eigentümerin setzte sich wieder aufs Sofa. Sie zündete sich eine Zigarette an. Dann machte sie eine Reihe von Anrufen. Sie erklärte einer Frau nach der anderen, was passiert war. Mit jeder wechselte sie ein paar Sätze.

Die Übersetzerin wartete. Sie war überzeugt, dass eine von ihnen ihre Jacke genommen hatte und dass diejenige, die hier liegen geblieben war, einer anderen gehörte.

Die Eigentümerin legte das Handy weg. «Es tut mir leid, Signora. Ich habe alle gefragt. Keine hatte heute eine schwarze Jacke an. Nur Sie.»

«Aber das hier ist nicht meine.»

Sie war sicher, dass es nicht ihre war. Gleichzeitig empfand sie eine enorme Unsicherheit, die sie auffraß, die alles auslöschte und sie mit nichts zurückließ.

«Danke, dass Sie gekommen sind. Auf Wiedersehen», sagte die Eigentümerin. Mehr sagte sie nicht.

Die Übersetzerin fühlte sich vollkommen verwirrt und leer. Sie war auf der Suche nach einer anderen Version von sich, nach Veränderung, in diese Stadt gekommen. Aber nun begriff sie, dass ihre Identität etwas Heimtückisches war, eine Wurzel, die auszureißen ihr nie gelingen würde, ein Gefängnis, in das sie sich begeben hatte.

Im Flur wollte sie sich von der Frau verabschieden, die für die Besitzerin an dem Tisch hinter dem Spiegel arbeitete. Aber sie war nicht mehr da.

Erschlagen ging sie nach Hause. Sie war gezwungen, die andere Jacke zu tragen, weil es noch regnete. An jenem Abend verfiel sie, ohne zu essen, in einen traumlosen Schlaf.

Am nächsten Tag sah sie, als sie aufwachte, eine schwarze Jacke auf einem Stuhl in der Zimmerecke liegen. Sie war ihr wieder vertraut. Sie wusste, dass es immer ihre gewesen war und dass ihre Reaktion am Vortag, die kleine Szene, die sie den anderen beiden Frauen gemacht hatte, absurd gewesen war, vollkommen irrational.

Und doch schien die Jacke nicht mehr dieselbe zu sein, nicht die, die sie gesucht hatte. Wenn sie sie ansah, empfand sie keinen Ekel mehr. Im Gegenteil, als sie hineinschlüpfte, war sie ihr sogar lieber geworden. Sie wollte die verlorene nicht mehr wiederfinden. Sie fehlte ihr nicht. Nun, wenn sie sie trug, war auch sie eine andere.

[...]